

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Meine Flucht durchs mongolische Sandmeer

Wlad, Franz

Berlin ; Wien, [1918]

Bei den Mongolen

urn:nbn:de:bsz:31-90987

Bei den Mongolen

Die vergangene Nacht hatte keine Erfrischung gebracht. Müde, an meinen braven Schimmel gelehnt, schritt ich im Schnee einher. Die gute Straße hatte auch aufgehört, schwache Wagenspuren zeigten, wo einst Menschen fortzamen. Unser Führer suchte fleißig die Gegend ab. Die Hand vor die Augen haltend, spähte er beiderseits nach einem Leben in diesen Schneedden.

Doch nichts regte sich. Eine tote Winterlandschaft. Stundenlang schritten wir dahin, schon Sonnenglanz auf der Steppe, als der Chinese eine wichtige Fahrt entdeckt zu haben schien. Wir bogen gegen Osten ab. In einer kleinen Senkung weideten wilde Ziegen. Langsam setzten sie sich bei unserem Nahen in Bewegung. Der Bock mit hohen, gedrehten Stangen und langem, grauem Winterhaar äugte mißtrauisch nach uns. Jagdfeber brannte mir in den Fingern.

Auf einmal blieb der Führer stehen. Lange suchte sein Auge vorwärts, dann rief er: „Monguly, Monguly!“ („Mongolen!“) Seiner ausgestreckten Rechten folgte mein Blick. Vor uns, mitten auf dem schneeweißen Feld, zeichneten sich winzige, schwarze Punkte zwischen etwas größeren, fingerhutartigen Gebilden ab. Die Pünktchen bewegten sich. Sollten dort die „Monguly“ sein?

Allmählich begann sich das Bild zu klären. Man untersah Menschen, Tiere und rundliche, schwarze Zelte, die auf einer großen Fläche regellos zerstreut waren.

Vormittags noch langten wir bei den Mongolen an. Einige Jurten ließ der Führer abseits liegen; eine neue

hatte sein Augenmerk auf sich gelenkt. Aus grauweißem Filz war der kreisförmige, gegen einen Meter hohe Unterteil, auf dem wie ein flacher Regenschirm eine braune Kuppel ruhte. Starkes Hundegebell begrüßte uns. Drei wütende Köter jagten auf die Ankömmlinge los, sprangen und fleischten die Zähne. Zwischen den Pferden suchten wir Schutz. Vor der Furte standen in einer Reihe mehrere zweirädrige, mit Filz überspannte Karren; Büffel und Kamele lagen daneben.

Aus dem Innern des Zeltes trat eine Gestalt mit langem, gelbem Mantel, einer dreieckigen, nach oben zugespitzten Kappe und mächtigen, kupfergefaßten Brillen vor den Augen. Hausherr oder Hausfrau? Rückwärts baumelte ein Zopf, in dem von Alter gefurchten Gesicht verriet kein Gott seines Geschlechtes Eigenheit. „Mjendou,“ rief er uns zu. „Mjendou,“ war die Antwort. Dann folgte ein Zischen gegen den Chinesen; uns Eurozpäern wurde eine Hand entgegengestreckt. Unverständliches Zeug schwakten die Gelben. „Der“ oder „die“ Unbekannte warf durch die Brille einen durchbohrenden Blick auf die Kaufleute, dann schritt er zur Furte. Eine Handbewegung lud uns ein, näher zu treten. Eine weiße Filzdecke schloß die Furte ab. Zuerst kroch starkgebückt der Chineser hinein, in ähnlicher Körperhaltung folgten wir.

Kreisrund war der abgeschlossene Raum, wohl gegen drei Meter im Durchmesser. Drinnen waren zwei alte Gestalten in ähnlicher Kleidung wie die, die uns zum Eintritt aufforderte. Nur die Kopfbedeckung war verschieden. Diese bestand aus zwei miteinander verbundenen, um Hinter- und Vorderkopf geschlungenen, schwarzen Bändern, in denen beiderseits drei breite, dicke

Silberstangen bis vor die Nase steckten. Scheuklappen, dachte ich. Am abgeplatteten Ende waren sie mit roten oder blauen Steinen verziert. Nach und nach erfuhr ich, daß dies der sichtbare Unterschied zwischen Weib und Mann war. Außerdem bemerkte ich noch einen kleinen Hausgeist, scheinbar die *Filia hospitalis*.

Die Jurte war rein. Wir wurden gewiß in „gute Gesellschaft“ eingeführt. In der Mitte stand ein eiserner Bierfuß, unter dem aus Dung ein Feuer brannte; oben lag eine mächtige Eisenschüssel, das Universal- und Einheitskochgeschirr. Außerdem befanden sich noch drinnen ein roter Kasten, viele Pelze und Filzplatten. Unser Empfänger spielte die Hausherrnrolle. Also es schien doch ein „Er“ zu sein. Mit untergeschlagenen Beinen setzte er sich dem Eingange gegenüber beim Feuer nieder, legte einige Filzplatten neben sich auf den Boden und lud Todenwarth, mich und den Führer durch Handbewegungen zum Sitzen ein. Ich bestrebte mich, vornehm zu scheinen, drückte daher meine Beine unter den Körper, weil man sie sonst nirgends hinstun konnte, und hockte in dieser schmerzhaften Körperlage.

Schweigen, prüfende Blicke. Das Hausfräulein tänzelte, mit zartem Lächeln auf gelbrötlichen Wangen. Nach unseren Begriffen war sie nicht schön; natürlich sagte ich es ihr nicht. Wo man Gastfreundschaft genießt, muß man auch mit einer geringeren Schönheit vorliebnehmen. Unter spitzer Kappe eine flache Stirn, schmale, dunkle Augen, seitwärts strebende Backenknochen, dünne, sehr dünne Lippen unter winziger, kaum zu bemerkender Nase. Wenn die einmal Katarrh bekommt, muß es stänzig rinnen, dachte ich. Unter dem Halse schloß ein langer Mantel die weitere Schönheit ab. Manchmal

schielte ich zu ihr hinüber, ob sie uns ansehe. Dann fuhr sie mit einem Armelende gegen das Näschen hinauf und zog süß schlürfend ein. War das ein Zeichen zum „Anbandeln“?

Inzwischen war unsere Musterung vorüber. Der Hausherr griff in ein Tuch, das um den Mantel geschlungen war, zog ein buntbemaltes Fläschchen hervor, entorkte es und hielt es an seine Nase. Dann zischte er wie zehn Riesenschlangen, schüttelte mit den zu Fäusten geballten Händen, wandte sich gegen den Chinesen und reichte diesem das Ding. Laut zischend nahm dieser es in Empfang, roch daran und gab es dem Hausherrn zurück. Derselbe Vorgang wiederholte sich mit einem Fläschchen unseres Führers. Eine Pfeifenprozedur folgte. Aus dem Pelz zog der Alte ein gegen anderthalb Meter langes Ünding mit winzigem Messingkopf und dickem Milchglasmundstück. Nach dem Anzünden machte er einigezüge und reichte die Pfeife dem Chinesen. Dieser schwenkte sie zischend in der Luft im Kreise und reichte sie dann dem Hausherrn zurück. Sein Zeremoniell schien beendet zu sein. Dann kam die Hausfrau. Sie hatte in zwischen das Einheitskochgeschirr mit dem Rehrbesen gesetzt, legte dann Schnee, irgend etwas Weißgefrorenes hinein — es war Talg — und schürte den Dung zur Glut. Die Filia hospitalis hatte einen Rückenkorb angelegt, sich mit einer Holzgabel, deren Enden nach aufwärts gebogen waren, bewaffnet und ging auf Suche nach Brennmaterial. Eine heiße Flüssigkeit war bald fertig. Die Hausfrau — die zweite war bald nach unserer Ankunft weggegangen — nahm rotlackierte Holzschüsseln, goß mit einem Schöpfer das weißliche Getränk hinein und reichte jedem eine Schale.

„Mongolischer Tee,“ sagte der Führer. Jemandwelche
Zettaugen schwammen auf diesem dickflüssigen, milchigen
Reiswasserabguß. Ich trank das heiße Zeug, weniger mit
Wonne als vor Verlangen, meinen Körper etwas zu er-
wärmen. Unserem Chinesen, einem ganz scheußlichen
Kerl, schien dieser Abguß herrlich zu schmecken. Er
schnalzte mit der Zunge, schmaßte und ließ alle möglichen
Laute als Beweis seines Wohlbestehens hören. Und wie
er so dasaß, mit den untergeschlagenen Beinen, dem
schmutzigsten Mantel, den je mein Auge sah, die herunter-
hängenden Lippen stets an der Schüssel, war er mir gräß-
lich widerwärtig, aber in der Not gab es keine andere Wahl.

Mein Körper war erwärmt, er verlangte nach Ruhe.
Heute wollten wir nicht mehr weiter. Es war ohnehin
Sonntag, die vergangene Nacht gräßlich, also hierbleiben!

Ich haute mich auf die Filzdecken neben die Furtens-
wand. Der Mongole deckte mich mit Pelzen zu, sofort
schliefe ich ein. Wie lange? Was gilt die Zeit in dieser
Gegend? Sie ist da, um sie verstreichen zu lassen. Gegen
Abend wachte ich auf. Ein Fischen in meiner Nähe hatte
mich geweckt. Der Hausherr lag auf dem Boden, rieb
sich mit einer Hand den Kopf und zischte. Er sah müde
aus, anscheinend peinigten den Armen irgendwelche
Schmerzen. Um ihn mühte sich der Chinesen. Er strei-
chelte seine Stirn, legte Schnee auf die Schläfen und rieb
die Brust. Vergebens — dem Alten wurde nicht besser.
Doch des Führers ärztliche Kunst war damit nicht er-
schöpft. Er suchte etwas unter seinem schmutzigen Man-
tel, zog eine Nabel heraus, rupfte Schafwolle aus den
Pelzen, dann kniete er neben dem Mongolen nieder. Mit
geschickter Hand befahlte der Schmutzian die Schläfen

und stach mit seiner spitzen Nadel beiderseits in die Adern. Blut drang heraus. Es rann in die Wolle, kleine Hügel auf den Schläfen blieben übrig. In stoischer Ruhe hatte der Mongole alles ertragen. Keine Bewegung — keine Miene verzog er. Dann legte er sich neben mich, und bald zeigten pfeifende Töne, daß er eingeschlummert war.

Wir brauchten Fleisch, um uns ein Reiszulasch zu kochen. Woher nehmen? Mein Sack barg einige Reihen silberglänzender Glasperlen, die ich um ein paar Kopeten in Mandschurja für die Schönen in der Mongolei erworben hatte. Vielleicht verschaffte uns ein kleines Geschenk das Gewünschte. Ich entnahm die Perlen dem Sacke und hielt sie vor das Feuer, damit ihre glänzende Schönheit zu voller Entfaltung käme. Neugierigen Blickes folgte das Hausfräulein meinen Bewegungen. Sie möchte das gerne haben, sagte ihr geschlitzes Auge. Ich stand auf, hielt eine Reihe ihr vor das Gesicht, machte, als ob sie jetzt erst sehr schön wäre, und schenkte ihr den billigen Schmuck. Die Kleine hatte große Freude, stellte sich vor die Mutter, lief dann zu einem Kupferdeckel und betrachtete mit Wohlgefallen, wie gut ihr die Glasperlen ständen. Jetzt war ich sicher, meine Aufmerksamkeit hatte zwei Frauenseelen gewonnen. Unter einer Filzdecke lag gefrorenes Hammelfleisch. Ich zeigte mit Gebärden an, daß ich gern davon essen möchte. Willig, ja freudig gab mir die Mutter ein wohl an drei Pfund schweres Stück. Schnee in den Kochkessel, Reis und zerschnittenes Fleisch, bald duftete es ganz lieblich in der dunkel werdenden Jurte. Wie mir dies Nachtmahl schmeckte! Beinahe so wie dem Chinesen vor Stunden der Mongolentee.

Mit Tagesanbruch wurde gefattelst. „Mjendou“ — die Kaufleute wandten sich der Steppe zu.

Bei den Jurten war schon reges Leben. Mongolenknaben trieben kleine schwarze Büffel und Schafe auf die Weide. Frauen suchten mit langen Gabeln den Wärme spendenden Dung. Einzelne Jurten wurden abgetragen. Vor uns waren schon Familien auf der Wanderung. Eine Reihe zweirädriger, fühlüberspannter Wagen, von Büffeln gezogen, die meist Frauen am Zaumzeug führten. Drinnen saßen dickwangige Kinder. In der Spitze vor jedem Zuge ritt ein Bursche in gelbem Mantel, jedenfalls Lagerplatzsucher. Einige Wagen mit schwarzem oder weißem Filz, andere mit einem großen Holzschildgestell beladen, führten wohl die Jurten.

Wir überholten den bedächtig schreitenden Zug. Ein stundenlanges, abwechslungsloses Wandern über Schnee und Eis begann.

Nachmittags kamen wir an kleinen Hügeln vorbei. Sie waren offenbar künstlich aufgeschüttet, ungefähr bis drei Meter hoch, mit einer Holzeinfriedung ringsumher. Auf einer zuoberst aufgesetzten Stange hingen allerlei bunte Fäden. Waren es Grabdenkmäler?

Der Führer hatte in seinem schlechten Russisch den ganzen Tag von einer chinesischen Lawka, einem Kleingeschäft, geschwätzt. Bis dahin sollten wir am Abend kommen. Noch war die Sonne nicht untergegangen, als wir vor einer großen Mongolenfiedlung standen. In die vierhundert Jurten bedeckten die Schneefläche. Auf einem erhöhten Plateau im Hintergrunde standen einige gut gebaute Häuser. „Mönche wohnen drinnen,“ sagte der Chineser. Wir waren also in der Nähe eines geweihten

Ortes. Mir fiel auch gleich die Überzahl der roten Mäntel auf, die die Mongolen in diesem Lager trugen. Rote Farbe gilt als Priester- oder Mönchsfarbe. Nach einer kurzen Bewirtung vor einer schmierigen Mönchsjurte machten wir uns auf die Suche nach der Lawka. Am Ende der Siedlung hatte der Händler seine Jurte.

Hundegebell empfing uns. Ein junger Chinese erschien. Zischen und Händeschütteln, wir traten in das Zelt. Bei den Chinesen fühlte ich mich schon heimisch. Nur zwei von ihnen waren in der Jurte; der jüngere stellte das Faktotum dar. Er war Kaufmann, Arzt, Brieffschreiber, Rechtsanwalt, Hausmädchen, Köchin. Mit allen erdenklichen Anliegen kamen die Mongolen zu ihm. Sie verachten zwar den Chinesen als minderwertig, aber Rat holen sie doch bei ihm ein. Diese Jurte war geräumig. Viele Säcke und Pelze lagen am Boden; es gab einen Götterschlaf.

Abwechslungslose Wandertage folgten. Von aller Frühe an einen Fuß vor den anderen setzen, nur ganz kurze Mittagsrast und weiter, bis die Sonne unterging. Verschieden war der Weg. Bald ganz schneeverweht, dann wieder so eben und gut, daß ein Auto hätte vorwärts kommen können. Weiderseits der Straße lag in Mengen erfrorenes Vieh. Oft glänzte von weitem in den Strahlen der Mittagssonne irgendein aufgedunsener, abgehäuteter Rindertadaver wie ein metallener Kuppelbau. Eben im Jahre 1915 soll ein sehr strenger Winter gewesen sein. Tagelang schneite es so dicht, daß die Mongolen nicht aus den Jurten treten konnten. Meterhoch lag ringsumher der Schnee; wie sollte das arme Vieh da Nahrung finden können? Ich zählte an einer besonders

reichen Kadaverstelle über hundert verhungerte oder erfrorene Büffel, Schafe, Ziegen und Kamele binnen einer Wegstunde. In manchen Oefern sah man Spuren von Gewalt. Lämmer lagen mit aufgerissenem Halse, darunter eine Blutlache. Hier schienen der gefürchtete mandchurische Tiger oder auch Wölfe gehaust zu haben.

Wir marschirten so täglich an die fünfzig Kilometer. Raft gab es selten. Dies gefiel unserem Chinesen nun schon gar nicht. Mit aufgeblähten Nästern ging er an den rauchspendenden Jurten vorbei. Am liebsten hätte er den ganzen Tag zu Pferde geseffen. Todenwarth und ich ritten beinahe gar nicht. Die armen Tierchen waren nach einigen Tagen nur auf das dürre Gras angewiesen, das sie sich in der Nacht rupften. Woher sollten sie Kräfte nehmen? Unser Führer wollte unbedingt ein Tragtier haben. Stundenlang erzählte er von der bald beginnenden Wüste, von Wassermangel und Nahrungsvorkehrungen. Bei der Einquartirung in den Jurten spielte er die Rolle des Herrn. Sein Glück, daß wir nicht versterhen konnten, was er seinen Rassegenossen erzählte.

Am 2. April waren wir bis in die Finsternis gewandert. Ein großes Plateau mit vielen Sand- und Schneedünen war zu überschreiten, das dann in steilem Abfall zum Chalchagolflusse sich senkte. Weit jenseits sah man mit Fähnchen geschmückte Jurten; Mönche schienen dort zu hausen. Wie den steilen Abfall hinuntersteigen? Lange suchten wir am Rande, bis sich eine natürliche Rampe fand.

Wolke Dunkelheit und Schneefall herrschten, als unser Führer Einlaß begehrend an ein Zelt klopfte. Mongolen traten heraus. Lebhaftige Sprache, wie Zank. Unsere Ausfichten sind schlimm, dachte ich. Draußen schlafen! In

Mönchsjurten wird ein Europäer nicht aufgenommen; diese Erfahrung hatte ich nun. Zwischen Kamelen und Schafen bereiteten wir auf Schnee unsere Lagerstatt. Die Mongolen waren sonst ganz freundlich. Einer brachte eine Schüssel mit heißer Hirse und Fleisch. Ich bot ihm Zigaretten hierfür. Am Morgen wurden wir dann doch zum Wärmen in eine Nebenjurte eingelassen. Der Mongole setzte sich an das Feuer, zog Fleisch und Knochen aus der Schüssel und biß darein. Wie froh war ich, als mir der Hausherr einen nicht ganz abgenagten Knochen reichte! Mit den Zähnen machte ich mich drüber, biß und riß, als wäre auch ich ein Menagerieexemplar.

„Mjendou“ — wir zogen südwärts. Auf der unendlichen Ebene zeigten sich winzige, graue Pünktchen, wie Blüten auf weißem Grunde. Eine Kammerherde war's, von vielen tausend Stücken, kamelreitende Mongolen hüteten sie. Lange zogen wir an diesen Herden vorbei. Dann nahm uns wieder die feierliche Ruhe der Steppen an.

Gegen Mittag kam unsere kleine Schar an eine Stelle, wo vor Tagen eine große Karawane gerastet hatte. Zeltspuren, Brotkrumen, Feuerstellen, Abdrücke europäischer Beschuhung, etwas Heu waren hier zu finden. Die Mongolen erzählten unserem Führer von einer Weißhaut, die mit Kamelen und Wagen in unbekannter Richtung zog. Hätten wir diesen pilgernden Gesellen nur erreicht!

Mittagsbrot wurde gehalten. Aus einem zurückgelassenen Filzstiefel schnitt ich dicke Einlagen für meine Stiefel und sammelte Heu und Holz. Dann brachen wir wieder auf.

Es ging gut, solange wir der Karawanenspur folgten. Bald aber meinte der Führer, es sei notwendig, von dieser abzubiegen. Wir watenen nun im Schnee. Stellenweise

lag dieser weiße Flaum meterhoch, in ganz jungfräulich, unberührter Reinheit. Zur Linken dehnte sich die spiegelnde Fläche eines großen Sees, in Grau und Weiß verschwanden die südlichen Ufer. Wir standen in der Mongolei, und das Eis, dem wir uns näherten, waren die gestorenen Fluten des Punianoors oder Borsees.

Um späten Nachmittag tauchte aus dem Schnee eine europäisch aussehende Hütte auf. Europäer hier — das war mir gar nicht angenehm. Von der Ferne hoben sich Menschen ab. Wagen wurden verladen und fuhren westwärts. Bald entdeckte ich einen bärtigen Europäer von russischem Typus; er schien hier der Herr zu sein. Einige Chinesen erwarteten seine Befehle.

Wir standen vor niedrigen Baulichkeiten. Ein großer Heuhaufen war aufgeschichtet, viele Körbe trockneten im Freien. Todenwarth und ich wollten dem Russen ausweichen. Instinktiven Widerwillen fühlte ich gegen ihn. Unser Führer band die Pferde im Freien an und warf ihnen das gesammelte Heu vor; dann folgten wir ihm in einen länglichen Bau, das Heim seiner Kassegenossen. In einer Küche nahmen wir drei Platz. Ein Chinese bot uns Tee an, aber sonst nichts. Wo sollten wir etwas zu essen kaufen? Unsere Vorräte waren verzehrt, man mußte sie ergänzen. Der Russe, der von der mongolischen Regierung den Teich zur Fischeubentung gepachtet hatte, hatte Brot und Zucker. Also an den mußte man sich wenden.

Trotz meines Widerwillens ging ich hin. Neugierig betrachtete mich der Sohn des Landes, dessen Gastfreundschaft mir durch sechs Monate zuteil geworden war. Wer bist du? was willst du hier? war in seinen unfreundlichen Augen zu lesen. Ich trug mein Anliegen vor. Er sei kein

Händler, meinte der Pächter, aber wenn wir gut bezahlten, könne er uns etwas Brot und Zucker geben. Was ist Geld wert, wenn der Wagen leer ist? Ich nahm und zahlte. Warum wir denn bei den Chinesen saßen und nicht zu ihm kämen? war seine Frage vor meinem Weggehen. Wir sollten doch in diese Stube kommen, meinte er. Todenwarth und mir war es nicht sehr recht. Aber nicht annehmen, hieß ihm ausweichen. So beschloßen wir denn, gegen Abend überzusiedeln.

Inzwischen hatte sich das Stubenbild verändert. Zwei neue Insassen waren drinnen, als wir eintraten. Jergends welche Gelbhäuter, mit breiten Gesichtern, langen, blauen Mänteln, gelben Stiefeln, einen Dolch am Riemen, der um des Körpers Mitte geschnallt war, saßen beim Pächter. Was sind das für Gesellen? Mit scheinbarer Würde saßen die zwei Bonzen da.

Unser „Zdrastje“ erwiderten sie mit „Mjendou“. Todenwarth und ich setzten uns auf eine Bank und warteten, was da kommen werde. Russe und Mongolen tratschten in unverständlicher Sprache, häufig nach uns herüberschielend. Wer wir seien, begann endlich der Sohn des Jarcanlandes. Mit meinem Reisegenossen besprach ich zuvor in französischer Sprache die Antwort.

„Kaufleute,“ sagte ich. Fragen folgten, welcher Rationalität, woher, womit und für wen wir Handel trieben, und ob wir irgendwelche Pässe hätten. Die Bahnfahrt fiel mir ein! „Mein Herr“, sagte ich, „ist ein Engländer, der für die Company for meat in London reist, um Fleischverhältnisse und Abtrieb des Viehs aus der Mongolei persönlich kennenzulernen. Ich bin sein Dolmetscher, ein Pole aus Rußland, der schon seit Jahren mit seinem Herrn reist.“

„Paße!“ Ich zeigte den Todentwarths als meinigen. Die mongolischen Beamten, denn solche waren es, blickten prüfend hinein, dann sprachen sie lange mit dem Russen. Unserem gemeinsamen Paß fehlte die Bestätigung der russischen Behörden in Mandtschurja, daß wir in der Mongolei reisen dürften. Verdächtig wirkte auch meine Angabe, daß meines Herrn Paß beim englischen Konsul in Irkutsk geblieben sei. Unser Aussehen sprach nicht für uns. Kleidung und Beschuhung waren nach den Nächten beim Lagerfeuer in sibirischen Wäldern, nach dem vielen Marschieren und bei der geringen Sauberkeit recht fragwürdig. Auch unser Diener sprach kein günstiges Urtheil für die Vornehmheit der Herren. Und die armen Pferde! Abgemagert, verhungert, verwahrlost. Vertreter einer großen englischen Firma dürften manchmal besser reisen.

Das Ergebnis unseres Verhörs war unliebsam. Zurück zu den russischen Behörden nach Mandtschurja um die schriftliche Bewilligung zum Weitermarsch in der Mongolei! Sollten wir dennoch in das Land eindringen, dann würden wir mit mongolischer Eskorte den russischen Behörden überwiesen werden. Schöne Aussichten! Der Russe verabschiedete sich und ließ uns allein mit den mongolischen Würdenträgern.

Mit Hilfe unseres Chinesen verhandelten wir mit diesen. Eigentlich, das hatten wir bald heraus, war ihnen unsere ganze Reise in ihr Land ziemlich gleichgültig. Die Schuld am Verhör hatte der Russe; er fürchtete in uns scheinbar Anwärter auf die Fischpachtung. Da hat sich der Kavallerier ganz gründlich getäuscht. In der Mongolei, am Chalhagol und Punianoor zu verfanern, war nicht

mein Lebensziel. Doch im höchsten Interesse riefen die Mongolen uns ab. Wir kämen in völlig unbewohnte Gegenden, Hunderte von Kilometern nur Schnee und Eis. Jetzt sei diese Strecke nicht zu begeben. In zwei Monaten erst und mit guter Ausrüstung, Kamelen und Mongolenpferden würde es möglich sein. Für die Wahrheit ihrer Worte sprach das unermessliche Schneemeer, das sich längs des Sees, und soweit das Auge reichte, nach Süden hinzog. Eine grenzenlose Wüste, ein Wall von aufgetürmten weißen Massen. Auch wir sollten haltmachen vor dem gewaltigen Reiche dieser todrohenden Eindden!

Bis spät in die Nacht besprachen wir die Lage. Wiedergesungen waren wir noch nicht, aber es schien auch kein Segen auf unserer Wanderschaft zu ruhen. Weiter zu gehen sträubte sich unser Führer, und auch uns genügte das einwöchige Wandern, um eine Vorstellung von den noch zu erwartenden Freuden zu haben. Nach Süden, quer durch die Wüste Gobi, ging es mit unserer Ausrüstung nicht. Ein anderer Weg mußte eingeschlagen werden. Aber wohin? Gebengt über unsere 14:20 Zentimeter-Karte mit der halben Welt darauf, überlegten wir. Nach Süden ging es nicht, also wieder dem Osten zu. Vielleicht war es von Chailar oder Tisitkar aus möglich, gegen China zu wandern. Wir kehren um! Den Kopf voller Pläne und schwerer Gedanken, schlief ich ein.

Als wir am nächsten Morgen zum Rückweg sattelten, traten auch die Donzen ihre Heimfahrt an. Einer von ihnen saß in einem zweirädrigen Karren, während der andere das eingespannte Kamel führte. Wir wanderten den ganzen Tag, überschritten einmal den Chaldagolfluß, gingen an großen Pferdeherden vorbei, trafen

Mongolen und Jurten. Ziehende Stämme wanderten ostwärts, sie schienen die Schneemassen des Südens zu meiden. Gegen Abend kamen wir zu einer Fischerhütte. Ein freundlicher Koreaner war der Besitzer. Willig bot er uns Nachtlager, Tee für uns und Futter für die Pferde an. So verbrachten wir den Ostersonntag des Jahres 1915 wenigstens unter einem vor Schnee schützenden Dache.

Den Oftermontag wollten wir bei unserem gastfreundlichen Wirte zubringen. Mit dem Fischfang stand es jetzt jedoch noch sehr schlecht, zu essen gab es sonst nichts, daher hieß es weiterpilgern den ganzen Tag. Ohne jede Mittagskraft gingen wir. Ein starkes Schneegestöber hob sich am Abend, der Wind pffiff über die Steppe. Wir hatten vor, die ganze Nacht zu wandern. Doch es wurde immer beschwerlicher, ständig stolperten die Pferde. Wir übernachteten im Freien, an einer Jurte, zu der uns Hundegebell gelockt hatte, von mißtrauischen Mongolen, die uns für Pferdediebe hielten, überwacht.

Vormittags kamen wir zu Jurten, die im Schnee schliefen. In der Nähe, am gefrorenen Flusse, lag eine Bretterbude. Dort beschloffen wir diesen Tag und die kommende Nacht zu verbringen. Einen kleinen Heuhaufen gab es in der Nähe. In dem Schuppen fanden wir einen Kochherd, zerkleinerten einige Balken von der Decke und den Pritschen, ein Feuer loderte auf, heißer Tee gab dem erfrorenen Körper Wärme wieder. Die Pferde stellten wir neben uns und warfen ihnen Heu vor; da konnten sich die treuen Tiere einmal gütlich tun.

Unausstehlich war der Chinese geworden. Todewarth befahl ihm, Heu für unser Lager zu holen. „Nilzia“ gab er zur Antwort und scherte sich nicht weiter um seine

Herren. Genau so machte er es beim Holzsuchen, Fleischkaufen, Pferdetränken. Wir werden dir schon auf die Beine helfen! Mit voller Ruhe zog Zodenwarth seinen Revolver, legte an, auf Fingerbreite von des Chinesen Kopf schlug das Geschöß in die Bretterwand. „Aj, jau,“ krüllte der Kerl erschreckt, rannte mit verstörtem Gesicht hinaus, schichtete Heu zu großen Haufen und kam beladen wieder. Eine vor Wind und Schnee geschützte Nacht auf Brettern und Heu verging.

Nach eintägigem, ausgiebigem Wandern langten wir bei der Chinesenlawka in der Mönchsiedlung an, wo wir vor zwölf Tagen genächtigt hatten. Unser Führer sprach den ganzen Weg über nicht. Mit wütenden Blicken schielte er oft nach Zodenwarth und mir. Achtung, Achtung vor diesem Bösewicht, er könnte uns einen schlimmen Streich spielen. Ganz unverständliches Gewäsch ging unter den Chinesen, die im Zelte waren, los. Rollende Augen, geballte Fäuste, gereizte Sprache. Wir wußten, wem es galt. Doch nur Ruhe und Sicherheit bewahren! Denn was vermögen wir zwei marschmüde Europäer mit nur einem Revolver und einem Messer gegen eine ganze Ansiedlung? Widerwillig gab uns der Wirt das Essen. Für die Nacht beschlossen wir abwechselnd zu wachen.

Zodenwarth legte sein Schießzeug zurecht, ich schnallte mir das lange Messer vom Körper. Die Ermüdung brachte mich zum Einschlafen. Erschreckt wache ich plötzlich auf. Ein starker Schlag auf die Brust hatte mich geweckt. Ich zückte mein Messer. Ruhe um mich her! Die Chinesen schnarchten. Selbhäutertücke, dachte ich! Da bewegt sich auf einem weißen Schappels ein langer,

schleichender Vierfüßler, der Zurlenkater. Durch die Öffnung von oben war er auf gewohntem Wege in sein Heim hinabgesprungen. Daß er gerade auf meiner Brust landete, was kann der Kater dafür? Gewiß wußte er von dem Besuche nichts.

Der Morgen freute mich. Doch neue Überraschungen kamen. Der unausstehliche Führer schwor bei allen Verwandten, Konfuzius und den vielen Ahnen seines Namens, keinen Schritt mit uns weiterzugehen. Willst du nicht, gehst du nicht! Nur kein Bitten. Der junge Lawka-chinese zeigte Lust uns zu führen, doch er wollte, daß wir ihm gleich fünfzig Rubel auszahlten. So gescheit sind wir auch; daß er unser Geld dem alten Führer zur Belohnung gegeben und uns dann verlacht hätte, wußten wir. Ohne Anzahlung wollte der Dengel nicht mit. Natürlich bekam der alte Führer nicht einen Pfennig.

So blieben wir mit unseren zwei müden Pferden allein, in völlig fremder Gegend, unter ganz unbekanntem Volke. Doch wer will, findet einen Ausweg. Der Wille, von hier fortzukommen, war stark.

Nordwärts von uns mußte die Bahn führen; in zwei guten Tagmärschen konnten wir sie erreichen. Dahin! Dahin!